





**WIE**  
wir lebten,  
**WER**  
wir waren

Geschichten  
aus der DDR

Eulenspiegel Verlag



## Vorbemerkung

In diesem Buch wird von Kindheit und Jugend erzählt. Prägende Zeiten, sagt man. Und für jeden ein ganz eigener und einzigartiger Erfahrungsschatz. Und selbstverständlich die Zeit, als im Winter immer Schnee lag und alle Wege offenstanden.

Die in diesem Buch von Kindheit und Jugend erzählen, haben diese Jahre in der DDR erlebt. Sie blicken zurück auf die Zeiten, in denen sie in den Kindergarten und die Polytechnische Oberschule gingen, ins Ferienlager fuhren oder mit der Familie an Ostsee und Balaton, per Jugendweihe in den »Kreis der Erwachsenen« aufgenommen wurden, einen Beruf erlernten, studierten, die erste Liebe erlebten, früh eigene Familien gründeten.

Kommt einer auf das alltägliche Leben in der DDR zu sprechen, sind immer welche da, die ein »Aber« einwerfen oder den Finger heben: Die Wege standen schließlich nur in eine geografische und eine politische Richtung offen, Traumberuf und Wunschstudium gab es nur für jene, die gesellschaftliches Wohlverhalten an den Tag legten, und über alles und jeden bestimmte die Staatsmacht.

Ein wenig verhält es sich auch so mit dem Foto, das wir für das Cover gewählt haben. Aufgenommen wurden die »Frotteezwerge« 1976 in einer Torgauer Kinderkrippe. Die Eltern hatten für ihre Sprösslinge Badeumhänge genäht, in die sie schlüpfen, wenn sie im hauseigenen Planschbecken der Kinderkrippe getobt hatten. Zwei Jahre später druckte eine westliche Zeitschrift dieses Bild ab: zu sehen seien »in einem sowjetischen KZ geborene Kinder in Häftlingskleidung«.

6



## War es Veranlagung?

Ich wollte keine Puppe, keinen Kaufmannsladen! Ein Stabillbaukasten sollte es sein, so einer, wie wir ihn in der Schule im Werkunterricht, meinem liebsten Schulfach in der Unterstufe, hatten. »Das ist nichts für Mädchen«, sagte meine Mutter, und dabei blieb es. In der Schule ging ich zur Arbeitsgemeinschaft »Junge Funker« – ich war das einzige Mädchen –, und im Pionierhaus besuchte ich die »Station junger Techniker und Naturforscher«. Nicht als einziges Mädchen, aber es kamen sehr viel mehr Jungs.

Ich betrachte es heute noch als Glücksfall, dass es für meinen Jahrgang und einige wenige weitere gar keinen anderen Weg ein Abitur zu erwerben gab, als in Koppelung mit einer Berufsausbildung. Was war ich dankbar, dass es an meiner Schule möglich war, mit dem Abitur den Facharbeiterbrief für den Mess- und Regelungsmechaniker zu erwerben. Und wie war meine Mutter entsetzt, als ich eines Tages den Wunsch äußerte: »Ich werde Ingenieur für Elektrotechnik.« Nicht nur meine Eltern waren dagegen, auch Verwandte und Bekannte waren sich einig, das ist nichts für ein Mädchen. Die einen wussten, dass Frauen von »so technischen Dingen« nichts verstehen, die anderen zeigten mir einen Vogel, weil man das als Mädchen eben nicht machte. Das war in den sechziger Jahren. Und ich war garantiert nur eines von vielen Mädchen, denen es in dieser Zeit so erging.

Klar, Frauen waren berufstätig, damit sie was fürs Familienauskommen dazuverdienten. Und jetzt, wo alle Mädchen nach der Schule einen Beruf erlernten oder sogar

studierten, sollte es – so sah es meine Familie – was den Frauen Gemäßes und nichts »Technisches« sein. Lehrerin zum Beispiel. Auch Ärztin, das war offensichtlich nicht »zu schwer« für ein Mädchen. Nur Zahnarzt sei Männersache, war die Überzeugung meiner Mutter.

So hatten sich nach althergebrachten Vorstellungen die Berufe in Männer- und Frauenberufe zu unterscheiden; und ich denke noch heute, dass die Leute in der DDR viel früher akzeptierten, wenn eine Frau eine eher für Männer gedachte Arbeit übernahm, sofern sich das auf weniger qualifizierte Tätigkeiten erstreckte. Vielleicht lag es daran, dass in Kriegs- und Nachkriegszeit Frauen überall einspringen mussten – bis die Männer eben nehmen und die Frauen an den Herd zurückkehren konnten. Was sie bekanntlich in der DDR nicht machten (mancher sagt: nicht durften – geschenkt).

Jedenfalls lief es in der beruflichen Orientierung nach volkswirtschaftlichen Erfordernissen, und da waren Mann und Frau gleichermaßen gefragt, und manchmal Frauen sogar stärker, sie waren ja lange genug von bestimmten Bereichen ausgeschlossen gewesen. Kurz: Wenn ich meine spezielle Berufswahl als einen »Emanzipationskampf« ansehen wollte, dann hatte ich den in meiner Familie, nicht mit der Gesellschaft auszufechten. Und ich gewann ihn, zumal er in genauso eine Zeit fiel, die – kampagnenartig, wie so oft in der DDR – das besondere Augenmerk auf Mädchen richtete, denn es rollte die »wissenschaftlich-technische Revolution« auf das Land zu.

Ich habe extra noch einmal nachgelesen, ja, der VII. Parteitag, also 1971, war es, der die Notwendigkeit erklärte, »die Errungenschaften der wissenschaftlich-technischen Revolution organisch mit den Vorzügen des sozialisti-



schen Wirtschaftssystem zu vereinigen und in größerem Umfang als bisher dem Sozialismus eigene Formen des Zusammenschlusses der Wissenschaft mit der Produktion zu entwickeln«.

Ob es Auflagen und Kennziffern für den »Frauenanteil« bei der Ausbildung in technischen Berufen gab, entzieht sich meiner Kenntnis, aber von »Quoten« sprach nie-



9

mand, so ein diskriminierender Begriff wurde nicht benutzt (wer möchte schon eine »Quotenfrau« sein?). Die Erhöhung des Frauenanteils in diesen Berufsbereichen aber war in dieser Zeit ein erklärtes Ziel sowohl an den Fach- und Hochschulen als auch bei den Lehrberufen. Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre wurden die Einrichtungen für die Ingenieurausbildung weiter ausgebaut, teilweise auch umstrukturiert und neue Ausbildungsfächer, beispielsweise in der Informatik, eingeführt. Meine Leistungen in den naturwissenschaftlichen Fächern waren zwar gut und sehr gut, dafür sah es in den anderen Fächern eher mittelmäßig aus. Ich hätte gern an der hochangesehenen Technischen Universität Dres-

den studiert, aber mit meinem Leistungsdurchschnitt – und der zählte nun mal bei einer Bewerbung, da war man in der DDR-Bildungspolitik wenig flexibel – hielt ich das für aussichtslos. Die Freude war groß, als ich an der Ingenieurhochschule Zittau immatrikuliert wurde, die ja auch einen hervorragenden Ruf genoss und besonders im Bereich Energiewirtschaft und Elektroenergieversorgung ausbildete. Ich kann auf eine intensive, fachlich fundierte und vor allem praxisnahe Studienzeit zurückblicken. In meinem Studienjahrgang waren tatsächlich die Mädchen in der Überzahl, bei den Lehrkräften allerdings dominierten die Männer. Aber weder das eine noch das andere hatte irgendetwas für die fachliche Seite unserer Ausbildung und den fairen Umgang miteinander zu bedeuten. Die Leistung zählte, auch ein gewisses Talent spielt eine Rolle, denke ich, aber dass das nicht den Herren der Schöpfung vorbehalten ist, ist ja eine Binsenweisheit. Und wenn doch mal ein blöder Spruch geklopft wurde, wussten wir uns zu wehren.

Als ich meinen Abschluss in der Tasche hatte und mich Diplom-Ingenieur nennen durfte, hatte sich auch meine Mutter mit dem Beruf ihrer Tochter angefreundet. »Ist eben Veranlagung«, sagte sie halb entschuldigend, halb erklärend. Denn Großvater väterlicherseits hatte einst ein Elektrofachgeschäft geführt. Auch wenn das mit meiner Tätigkeit an meiner Arbeitsstelle, dem EAW, dem VEB Elektro-Apparate-Werke Berlin-Treptow »Friedrich Ebert«, in der Produktionsabteilung, später in der Lehrausbildung so viel zu tun hatte wie eine Glühbirne mit einem Computer! Aber bei so viel Neuerung geht von Tradition natürlich etwas Beruhigendes aus.

## Von Beschäftigung bis Schlafwache

Morgens, 7.30 Uhr, stand ich, erste Klasse, sechs Jahre, den Ranzen auf dem Rücken, bereit, meinen dreijährigen Bruder in den Kindergarten zu bringen und dann in die



11

Schule zu traben. Mein Bruder war so langsam. Jeden Morgen die gleiche Angst: Würde ich zu spät zur Schule kommen?

Montags ging es schneller, da gab es im Kindergarten Milchnudeln zum Mittag. Allerdings gingen die Kinder vorher auf einen Spaziergang zur Verkehrserziehung, das musste ich runterspielen. Die obligatorischen Kreisspiele konnte ich als Lockmittel nur erwähnen, wenn mein Bruder sich mit seiner Kindergartenfreundin Antje grün war und gern den Prinzen zum Dornröschen oder den Hänsel zur Gretel gab, es war eine Gratwanderung.

Dienstags konnte ich ihn ködern, indem ich ihn daran erinnerte, dass bei der Beschäftigungsstunde mit Farben gemalt wurde. Die Spuren trug er auch am Nachmittag noch im Gesicht, trotz der Schrubbelei, die dem Malen folgte. Außerdem durften zum Schlafen die Jungs das Buch auswählen, montags waren es die Mädchen. Und mein Bruder konnte nicht genug kriegen vom Panzerfahrer Janek, einer Bilderbuch-Variante zu »Vier Panzersoldaten und ein Hund«.

Im Sommer war Mittwoch gar kein Problem – es war Badetag. Wer über den Zaun in den Garten blickte, sah ausschließlich nackte Kinder, die, wie von der Tarantel gestochen, umhersprangen. Badetag zog sich meist vom Vormittag in den Nachmittag und war ein Wechselspiel der Extreme. Es war Sommer, also sehr heiß, die Duschen waren eiskalt, das Gerenne und Geplansche führte zu großem Appetit, die verschlungene doppelte Portion zu Müdigkeit. Ein ausgedehnter Mittagsschlaf wiederum erhitzte die Kinder, und die inzwischen lauwarmen Planschbecken hatten noch mehr Gebrüll und dann Heiserkeit zur Folge. Mittwoch war immer schön, und ich kam nie zu spät zur Schule, war aber auch neidisch und wünschte mich ausnahmsweise in den Kindergarten zurück.

Donnerstag war kompliziert. Ich wusste, dass die Aktivitäten wechselten. Mal gingen die Kinder zum Klub der Volkssolidarität, sie waren auch schon zur Kaserne der NVA-Soldaten gegangen und in die Kaufhalle, um das Einkaufen zu üben. Sie hatten eine Feuerwache besucht und waren im Treptower Park, am Ehrenmal für die gefallenen Sowjetsoldaten, gewesen. Und im Tierpark und im Naturkundemuseum. Auf Donnerstag bereitete ich mich ausführlicher vor, indem ich schon am Abend von

meiner Mutti wissen wollte, was denn der Kindergarten morgen unternehmen würde. Ab der zweiten Klasse las ich die Aushänge selber. Naja, ich gebe zu, ich habe meinen Bruder angeschwindelt. Zur Wachablösung Unter den Linden ging er gern, also stand das alle drei Wochen auf dem Kindergartenplan, den ich ihm schmackhaft machte, um ihn zum zügigen Gehen zu animieren.



13

Ob er das Gefühl hatte, belogen worden zu sein? Von der DDR, meine ich. Wie sonst hätte er es sich erklären können, dass auf dem Plan Wachablösung stand und er stattdessen ins Puppentheater ging? An seiner großen Schwester hat er jedenfalls nie gezweifelt.

Freitag war schrecklich. Es wurde im kleinen Sportraum Sport gemacht. Das hieß: Klamotten ausziehen, Sportsachen anziehen, die Treppe runter in den Keller. Obwohl Kindergartenkinder nicht stark schwitzen, roch es dort unten nach Käsesocken, Schweiß und Angst. In einer Reihe aufstellen und dann: Ich begrüße euch mit

einem kräftigen »Sport ...«, rief die Kindergärtnerin, die sich an der Decke fast den Kopf stieß. »... frei!«, brüllten die Kinder zurück. Mein Bruder hasste Sport, und mittags gab es Fisch, den hasste er noch mehr, und wenn ausgerechnet diese Erzieherin da war, die keiner mochte, musste man auch noch aufessen. Mein Bruder war morgens wie ein schwerer Stein, der sich kaum von der Stelle rührte. Manchmal konnte ich ihn bestechen, indem ich ihm für den Nachmittag ein Eis versprach.

Ich wusste so genau, was er jeden Tag machte, weil ich in drei Jahren Kinderkrippe und drei Jahren Kindergarten dasselbe gemacht hatte. Während ich jede Abweichung von dieser Routine genoss, Fasching, Weihnachten, Geburtstag – den der Republik, den der NVA, von Peter und meinen eigenen –, Kindertag, Kindergartenfahrt nach Nassenheide, Sportfest, Sommerfest, Herbstfest oder Personalversammlung der Erzieher – da waren dann einige Eltern die sogenannte Schlafwache –, war mein Bruder empört über jede Veränderung, weigerte sich einzuschlafen, wenn statt einer Geschichte zur Ruhe ein Lied gesungen wurde, bestand darauf, mit einem dicken Pinsel zu malen, wenn alle anderen Kartoffeldruck ausprobierten, schrie Zeter und Mordio, wenn aus irgendwelchen Gründen seine Gruppe aufgeteilt werden musste, verkleidete sich nicht zum Fasching und sieht auf Weihnachtsbildern so aus, als hätte er nur eine Kohle gekriegt.

Mein Bruder erlebte den Kindergarten ganz anders als ich. Die größte Enttäuschung in seinem kleinen Kinderleben war, als er eines Tages nicht mehr hingehen durfte – er musste in die Schule!

Allen, die dem Verlag Beiträge zur Verfügung stellen,  
sei herzlich gedankt.

Die Bilder sind dem Buch »Leben in der DDR«, Berlin 2009, entnommen

**144**

picture alliance: Peer Grimm (134); Waltraud Grubitzsch (137); Udo Hesse (116); Heinz Junge (141), Reinhard Kaufhold (75); Eberhard Klöppel (80, 91); Hubert Link (71); Milbret (103); Klaus Morgenstern (26); Jürgen Sindermann (89); Hirst Sturm (47, 127); Thomas Uhlmann (100); Manfred Uhlenhut (11, 67, 98, 133); Hans Wiedl (109); Peter Zimmermann (19); ADN (85), ADN/Mahnke (131); akg-Images/Straube (6, 9, 45, 53, 55, 64, 68); akg-images/Volker Thie (43, 121); dpa-Film Neue Visionen (106); dpa-Zentralbild/Batocha (15, 60, 74, 78, 86); dpa-Zentralbild/Wilfried Glienke (5, 13); dpa-Zentralbild/Ulrich Hässler (39, 51, 62, 118); dpa-Zentralbild/Chris Hoffmann (32); dpa-Zentralbild/ Karlheinz Schindler (93); dpa-Zentralbild/Wolf (96); dpa-Zentralbild (28, 83, 124); ddr-bildarchiv (22, 56)

Eulenspiegel Verlag – eine Marke  
der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH

ISBN 978-3-359-03034-8

1. Auflage 2024

© Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, dieses Werk oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg zu vervielfältigen oder in Datenbanken aufzunehmen.

Umschlaggestaltung: Buchgut unter Verwendung eines Fotos von  
Waltraud Grubitzsch (picture alliance/dpa-Zentralbild)

Druck und Bindung: buchdruckerei.de, Berlin

[www.eulenspiegel.com](http://www.eulenspiegel.com)